



## Pfarrer Beat Allemand

Predigt vom 13. Dezember 2015 – 3. Advent

### Über die Grenzen des Redens von Gott

*Da stand er auf und ass und trank, und durch diese Speise wieder zu Kräften gekommen, ging er vierzig Tage und vierzig Nächte lang bis zum Gottesberg Choreb. Und dort kam er zu einer Höhle, und er übernachtete dort. Und sieh, da erging an ihn das Wort des HERRN, und er sprach zu ihm: Was tust du hier, Elija? Und er sprach: Ich habe wahrlich geeifert für den HERRN, den Gott der Heerscharen! Denn die Israeliten haben deinen Bund verlassen, deine Altäre haben sie niedergerissen und deine Propheten haben sie mit dem Schwert umgebracht. Und ich allein bin übrig geblieben, sie aber haben danach getrachtet, mir das Leben zu nehmen. Da sprach er: Geh hinaus und stell dich auf den Berg vor den HERRN! Und sieh - da ging der HERR vorüber. Und vor dem HERRN her kam ein grosser und gewaltiger Sturmwind, der Berge zerriss und Felsen zerbrach, in dem Sturmwind aber war der HERR nicht. Und nach dem Sturmwind kam ein Erdbeben, in dem Erdbeben aber war der HERR nicht. Und nach dem Erdbeben kam ein Feuer, in dem Feuer aber war der HERR nicht. Nach dem Feuer aber kam das Flüstern eines sanften Windhauchs. Als Elija das hörte, verhüllte er sein Angesicht mit seinem Mantel. Dann ging er hinaus und trat an den Eingang der Höhle.*

**1. Könige 19,8-13b**

Liebe Gemeinde

Zweifel ist nicht eine Erfindung des modernen Menschen. Er gehört zum Menschsein dazu. Auch Propheten kennen ihn. Ein Beispiel dafür ist der Prophet Elija. Nach seinem Sieg über die Anbeter fremder Götter überwältigten ihn Zweifel und Resignation. Der Kampf mit dem Schwert hat zu nichts geführt – damals nicht und heute nicht. Und nun sitzt Elija verzweifelt unter dem Ginsterstrauch, erschöpft, am Ende – ein Abbild vieler Menschen, denen Gott zu entschwinden droht. Elija ist verzweifelt. Er wünscht sich den Tod. Sein Leben hat keine Perspektive mehr. Nach hinten ist es eine einzige Aggressionsgeschichte, nach vorne fehlt die Kraft. So fällt er in tiefen Schlaf und kann neue Kraft schöpfen. Ein Engel rührt ihn an und fordert ihn auf, aufzustehen, zu essen. Dann erhebt sich Elija, isst und geht tiefer in die Wüste hinein. Er kehrt nicht um, sondern hat den Mut, in die Wüste hineinzugehen. Vielleicht ist es so, dass man eine Krise dann bewältigt, wenn man sich ihr stellt. Elija kommt zum Gottesberg Choreb. Eine wichtige Erfahrung: Jeder Mensch muss an seinen Gottesberg, wo er sich der Gegenwart Gottes bewusst wird. Aber für jeden ist diese Gotteserfahrung eine andere. Elija erfährt Gott nicht im Sturm. Er

erfährt Gott nicht im Erdbeben. Er erfährt ihn nicht im Feuer. Und nach dem Feuer kam ein sanfter Windhauch. Diese Gotteserfahrung ist eine Revolution in der Bibel. Elija erfährt Gott so, wie er ihn in seiner ganz persönlichen Situation zu ertragen vermag. Es gibt unterschiedliche Übersetzungen für diese Stelle: Bei Martin Luther heisst es: „ein stilles, sanftes Sausen.“ Martin Buber verdeutscht: „eine Stimme verschwebenden Schweigens.“ Die Neue Zürcher Bibel übersetzt: „das Flüstern eines sanften Windhauchs.“

„Wind“ ist eine bewegende Kraft, der die Gräser und die Oberfläche eines Sees bewegt. In den biblischen Sprachen sind Wind und Geist dasselbe Wort, man könnte auch vom Wind Gottes sprechen; Gott als Bewegung, die auch uns bewegen will. Einen Wind sieht man nicht. Man spürt ihn aber im Gesicht, man sieht seine Wirkung in den Bäumen, man sieht, in welcher Richtung er eine Rauchfahne oder eine Wolke treibt. So sieht man auch Gott nicht, spürt jedoch seine Wirkungen an sich selber, sieht sie an andern Menschen. Was, wenn der Wind Gottes Menschen dazu bewegt, für das Leben ihre Stimmen, ihre Gesichter, ihre Träume zu geben?

Offenbar begegnet Gott Elija so, wie dieser ihn in seiner Situation wahrnehmen kann. Dem Gottesbild von Elija hätte ja ein ganz anderer Gott entsprochen: nämlich einer mit einem machtvollen, gewaltigen, imponierenden Auftreten. Gott ist aber anders als unser Bild von ihm: Er kommt uns so entgegen, dass er uns in der jeweiligen Situation nahe sein kann, uns ansprechen kann. Und was man zu fassen versucht, ist das ganz Andere. Man kann seiner nicht habhaft werden. Die Schwierigkeit, Gott in seinem Wesen zu spüren, ohne sichtbare Beweise hat Rainer Maria Rilke in einem Gedicht mit dem Titel „Alle, welche dich suchen“ beschrieben. Niklaus Peter wird Ihnen dieses Gedicht lesen.

*Alle, welche dich suchen, versuchen dich.*

*Und die, so dich finden, binden dich  
an Bild und Gebärde.*

*Ich aber will dich begreifen  
wie dich die Erde begreift;  
mit meinem Reifen  
reift  
dein Reich.*

*Ich will von dir keine Eitelkeit,  
die dich beweist.*

*Ich weiß, dass die Zeit  
anders heißt  
als du.*

*Tu mir kein Wunder zulieb.  
Gieb deinen Gesetzen recht,  
die von Geschlecht zu Geschlecht  
sichtbarer sind.*

*R. M. Rilke (1875 - 1926), Gedichte. Das Stundenbuch. Das Buch von der Pilgerschaft, 1901*

In der Gottesbegegnung des Elija kommt für mich ein zentrales Thema des Glaubens zum Ausdruck. Glaube ist zunächst ein Vertrauen auf ein mächtiges Wesen. Glaube ist aber weniger ein Was-Glaube als ein Du-Glaube. Eine Suchbewegung auch. Und wer glaubt, sieht mehr. Er muss nicht alles in das begrenzte Leben pressen, rechnet mit mehr. Glaube ist aber keine Schönwetterveranstaltung: Er muss manchmal durch die Krise, die Vertiefung. Pläne werden durchkreuzt, Hoffnungen enttäuscht, Wünsche nicht erfüllt. Das scheint vielleicht wie ein Scheitern. Mühsam müssen wir lernen, dass sich darin die Nähe Gottes zeigen kann – anders als unser ursprüngliches Bild von ihm. Und genau da kann Wandlung geschehen, wenn wir uns innerlich aufmachen, uns öffnen. Und manchmal gehen einem die Augen auf. Nach einer solchen Erfahrung ist der Glaube ein anderer geworden. Nicht mehr ein Glaube, der uns nur von aussen entgegkommt, von Eltern, von der Kirche, von der Gesellschaft, sondern ein Glaube, der in uns und mit uns gewachsen ist. Ein biographischer, erfahrungsbezogener Glaube. Gott wird dann zum Leitstern des eigenen Lebens, so wie ihn das Volk Israel beim Auszug aus Ägypten erfahren hat: „*Der HERR aber ging vor ihnen her, am Tag in einer Wolkensäule, um sie den Weg zu führen, und bei Nacht in einer Feuersäule, um ihnen zu leuchten, so dass sie Tag und Nacht gehen konnten.*“ (Ex 13,21). Gott erscheint immer als der Andere: Am Tag, wenn alles hell ist, erscheint er in der dunklen Wolke. Nachts, wenn alles dunkel ist, erscheint er als Lichtspur. Gott ist immer grösser als unsere Vorstellungen. Von ihm zu reden ist nicht leicht, eigentlich unmöglich. Menschliche Sprache kann nur eine Annäherung, ein Tasten, ein Fragen und Suchen sein, verbunden mit der Unzulänglichkeit unserer Sprache. Ebenso wichtig: man kann die Dinge, die man nicht in Worte fassen kann, auch mit Schweigen ehren! Ein Beispiel wie wir uns diesem Geheimnis annähern können, ist für mich Rainer Maria Rilke. Die Kraft der Sprache, auch ihre spirituelle Dimension, finde ich in seinen Gedichten. In seinem „Stundenbuch“ kommt es zu einer Absage an religiöses Besitzdenken:

*Falle nicht, Gott, aus deinem Gleichgewicht.  
Auch der liebt und der dein Angesicht  
erkennt im Dunkel, wenn er wie ein Licht  
in deinem Atem schwankt, – besitzt dich nicht.  
Und wenn dich einer in der Nacht erfaßt,  
so daß du kommen mußt in sein Gebet:  
Du bist der Gast,  
der wieder weiter geht.*

*Wer kann dich halten, Gott? Denn du bist dein,  
von keines Eigentümers Hand gestört,  
so wie der noch nicht ausgereifte Wein,  
der immer süßer wird, sich selbst gehört.*

*Rilke, Gedichte. Das Stundenbuch. Das Buch von der Pilgerschaft, 1901*

(kurze Pause)

*Ich sprach von dir als von dem sehr Verwandten,  
zu dem mein Leben hundert Wege weiß,  
ich nannte dich, den alle Kinder kannten,  
für den ich dunkel bin und leis.*

*Ich nannte dich den Nächsten meiner Nächte  
und meiner Abende Verschwiegenheit,  
und du bist der, in dem ich nicht geirrt,  
den ich betrat wie ein gewohntes Haus.  
Jetzt geht dein Wachsen über mich hinaus:  
Du bist der Werdenste, der wird.*

*R.M. Rilke, Tagebücher. Aus dem Worpsweder Tagebuch, 4. Oktober 1900*

Das Gott ein „Werdender“ ist, gehört für Rilke zu den tiefsten Erfahrungen Gottes. Der Ort der Gotteserfahrung ist nicht Sturm, Erdbeben oder Feuer. Offenbar scheint Gott keinen Wert darauf zu legen, von aussen her betrachtet, von aussen her angestaunt zu werden. Seine Absicht ist eine andere: in uns hinein will er schlüpfen, in uns drinnen will er tätig werden, von innen her unser Fühlen, Denken, Handeln bestimmen. Man kann ihn nicht sehen. Sehen kann man aber Wirkungen, Bewegungen, die von Gott ausgehen. Die grosse, die grösste Bewegung, die von ihm ausgeht, bewegt sich durch Jesus Christus. In unserem Lebensraum, unseren Gesichtern, unseren Stimmen möchte sich fortsetzen, was mit Christus begonnen hat. Sein Kommen fällt aber nicht wie ein blaues Wunder vom Himmel herab, es kommt auch nicht als Geschenk, das uns die Grossen dieser Welt machen, es kommt von unten, von uns her, wenn wir selber uns mitbewegen lassen.

Ein Lebensschimmer in der Dunkelheit. So hat die Geschichte in Bethlehem angefangen – in der Kälte einer Nacht und mit dem Gesicht eines Kindes. Das war keine grosse Geschichte damals, kein Sturmwind Gottes. Das war ein leises Geschenk. Und als das Kind gross geworden war und unterwegs war in seinem Land zu seinen Menschen, hat er niemanden überredet, verführt, auf die Knie gezwungen. Er hat auf die Menschen gehofft und auf ihre guten Lichter – auf ihren Mut zum Vertrauen, auf ihre Lust an der Freude, auf ihre Bereitschaft zum Frieden. Die Hoffnung ist lebendig geblieben seither – die Hoffnung auf Zeichen des Vertrauens trotz Hass und Missgunst, der Freude auch unter Tränen und Leid, des Friedens mitten im Streit. Sie ist der Ton, mit dem wir in den Advent gehen können.

Amen.